

*Auszug aus: Zygielbojms Reise. Eine Spurensuche, S. 78 ff.*  
© Copyright by Aleksander Rowiński  
Aus dem Polnischen von Agnieszka Karaś

## Besuch und Spaziergang in Berlin

Bis zur Abfahrt des Zuges in Richtung der holländischen Grenze blieb fast noch ein ganzer Tag. Ich brach auf in die Straßen Berlins, spazierte langsam, ohne Ziel. Ich schaute aufmerksam auf Menschen, Straßen, Schaufenster. Dabei versuchte ich, nicht die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, nicht wie ein Fremder zu erscheinen. Mit Schmerz und Erbitterung stellte ich fest, daß man in dieser Stadt kaum etwas vom Krieg spürte. Nach Warschau gelangten Nachrichten, daß ganze Viertel Berlins in Trümmern liegen würden, daß die Engländer mit Berlin für Warschau abgerechnet hätten. Nach all diesen Erlebnissen, Bombardements und Zerstörungen Warschaus, nach fünf Monaten Grausamkeit und Mord, welche die deutschen Besatzer vor meinen Augen an den Bürgern meines Landes anrichteten, wäre es mir ein großer Trost und Erleichterung, in Berlin wenigstens einige zerstörte Häuser zu sehen. Währenddessen ging ich durch Berlin, eine Straße nach der anderen, und sah keine einzige Spur von Bomben. Die Häuser standen da, mit sauber geputzten Scheiben und weißen Vorhängen in den Fenstern. Die Straßen sahen aufgeräumt und ordentlich aus. In den Schaufenstern der Geschäfte lagen verschiedene Waren mit Preisschildern. Durch die Straßen flanieren Passanten in sauberer Kleidung, Frauen mit Kindern auf dem Arm plauderten miteinander lachend... Nein, Berlin machte ganz sicher nicht den Eindruck, Hauptstadt eines Landes zu sein, dessen Kräfte am Ende wären, wie wir uns das in Warschau vorstellten. Auffällig war die riesige Zahl der Uniformierten. Doch auch sie machten nicht den Eindruck, einer Armee anzugehören, die bald ihren letzten Atemzug von sich geben würde. Es waren fast alles starke, ausgewachsene Männer; gut gekleidet und mit prächtig gemästeten Gesichtern. In irgendeiner Weise erholten sich meine Nerven sogar während dieses Spaziergangs. Im Vergleich zu der Hölle, die Warschau darstellte, waren die Straßen Berlins wunderbar still und strahlten die Atmosphäre eines freundlichen Ortes aus. Hier trug niemand einen gelben Stern, hier wurde niemand geschlagen, hier mußte ich mich nicht dauernd umschaun, ob man nicht gerade Menschen für die Zwangsarbeit fängt, ob nicht eine Gestapo-Razzia stattfindet.

Wie merkwürdig das auch klingen mag, muß ich den Tatsachen entsprechend feststellen, daß die ersten Stunden in demjenigen Land, von dem mir die größte Gefahr drohte, zu Stunden der Erholung nach dem unbeschreiblich schweren Leben in Warschau wurden.

Aber als ich mir Berlin näher angeschaut hatte, merkte ich doch gewisse Kriegsspuren. Der Verkehr auf den Straßen war wesentlich geringer als zu den Zeiten, als Berlin eine freie Weltstadt war. Die Menschen auf den

Straßen sahen tatsächlich gepflegt und friedlich aus, aber auf ihren Gesichtern zeichneten sich Beklemmung und Unsicherheit ab. Selten konnte man laute und sorglose Gespräche hören, wie sie bei Spaziergängern in Großstädten üblich waren. Selten konnte man ein Lachen hören. Wenn ich etwas fragte, antworteten die angesprochenen Passanten höflich, aber ungeduldig - mit einem Fremden wollten sie sich so kurz wie möglich aufhalten und dann ihren Weg weitergehen.

Die üppig dekorierten Schaufenster der Geschäfte machten mich neugierig. Ist das möglich, dachte ich mir, daß es hier in Berlin so viele verschiedene Waren gibt und daß jeder sie kaufen kann? Ich konnte mich nicht beherrschen, in einen Laden hineinzugehen, dessen Schaufenster verschiedene Herrenanzüge und Damenkleider ausstellte. Ich zeigte auf den blauen Anzug im Schaufenster und fragte, was er kosten würde. Der Verkäufer brachte mir den gleichen Anzug. Zu dem ausgezeichneten Preis kamen noch irgendwelche Prozente hinzu. Insgesamt sollte der Anzug etwa 70 Mark kosten. Als ich den Anzug anprobieren wollte, fragte mich der Verkäufer, ob ich »Kleidermarken« hätte. Ich tat so, als ob ich in den Taschen suchen würde und sagte dann enttäuscht, daß ich sie leider zu Hause liegengelassen hätte. Es stellte sich heraus, daß alle im Schaufenster ausgestellten Waren nur zum Anschauen gedacht waren. Oberbekleidung - so lautete die Regierungsverordnung - durfte nur einmal in zwei Jahren, gegen spezielle Coupons, die jeder erhielt, gekauft werden. Sonstige Kleidung durfte nur einmal im Jahr gekauft werden.

Bei näherem Hinsehen spürte ich den Krieg auch in den Lebensmittelläden: In Fleisch- und Fischgeschäften. An den meisten Läden hingen Zettel, wann man Fisch, wann Äpfel oder Fleisch verkaufen würde. Neben manchen Läden sah man Frauen Schlange stehen. Ich schaute mir die Schlangestehenden an. Es waren bürgerliche und proletarische Frauen, sauber gekleidet, aber in stark abgetragener Kleidung und dazu noch ohne diesen gewissen Schick, den die Frauen in Großstädten üblicherweise hatten. Ihre Gesichter waren düster; sie sprachen nur wenig miteinander.

Während ich so durch Berlins Straßen wanderte und mir die Menschen anschaute, machte ich mit mir selbst ein Experiment: Ich kam hierher und brachte großen Haß mit und ein brennendes Rachegefühl gegen die banditenhaften Plünderer, die mein Land überfallen hatten, gegen die brutalen Mörder meiner Schwestern und Brüder. Während ich so durch die Straßen ging und auf die Häuser schaute, dachte ich, daß es das größte Glück sein würde, zu sehen, wie diese Häuser plötzlich von einem Bombardement zerstört werden - genau so wie die Häuser in Warschau. Aber während ich die Menschen auf den Straßen anschaute - Frauen, Kinder, Greise und Männer mittleren Alters - stellte ich mir automatisch die Frage: Willst du wirklich sehen, wie diese Menschen zerrissen werden, wie die Augen und Gesichter dieser Frauen und Kinder plötzlich von Panik und Todesangst erfaßt werden? Wie ich das auf Warschaus Straßen gesehen

hatte? Ich wies diesen Gedanken von mir. Mir wurde bewußt, daß das Abweisen von Mordbildern - normalerweise eine positive Eigenschaft der Menschen - während dieses Krieges zu einer Schwäche wurde. Wahrscheinlich hatte Hitler in seinen Kalkulationen diese »Schwäche« der meisten Menschen vorausgesehen. Er hatte sich ausgerechnet, daß er nicht nur mit der Zahl der Panzer, sondern auch mit dem Maß an Unaufrichtigkeit und mit der Fähigkeit zum Töten stärker als die anderen sein würde.

Fast an jeder Straßenecke standen Zeitungsverkäufer und brüllten die Kriegsnachrichten. Riesige Überschriften verkündeten die fröhlichen Nachrichten über die Siege, welche die Deutschen in der ganzen Welt errangen. Die Passanten blieben stehen und kauften schweigend die Zeitungen. Es fiel auf, daß die Menschen, für welche diese Nachrichten bestimmt waren, nach außen hin keine Zustimmung zeigten. Gleichgültig kauften sie die Zeitungen, gleichgültig lasen sie die Überschriften über die errungenen Siege, gleichgültig gingen sie weiter.

Beschäftigt mit den Beobachtungen in Berlin vergaß ich fast die eigenen Sorgen. Als ich endlich auf die Uhr schaute, war es spät am Nachmittag. Ich war müde vom vielen Gehen. Ich war jetzt sehr weit vom Bahnhof entfernt. Wie schade, daß ich in Berlin keinen Kontakt und keine Adressen hatte. Es wäre gut, sich mit jemandem beraten zu können, bevor man weiter diesen unsicheren Weg bis zur holländischen Grenze fahren würde. Vielleicht gab es einen anderen Weg? Mir fiel doch eine Adresse ein. Vor einem Monat fuhr eine bekannte Aktivistin des „Bund“ von Warschau nach Belgien. Als ich mich von ihr verabschiedete, notierte sie gerade in ihrem Notizheftchen die Adresse eines Verwandten in Berlin, bei dem sie sich aufhalten wollte. Und eben diese Adresse fiel mir jetzt ein. Ich erfuhr, daß diese Straße ausgerechnet am anderen Ende der Stadt lag. Ich begann, zu Fuß in diese Richtung zu gehen. Ich rechnete zwar nicht damit, daß ich noch so weit zu Fuß gehen könnte, aber zurück zum Bahnhof wollte ich noch nicht. Ich dachte mir, daß es viel gesünder für mich wäre, durch die Straßen zu gehen, als am Bahnhof zu bleiben, wo die vielen Gestapo-Agenten jedem ins Gesicht schauten.

Mich quälte der Hunger, der mit jedem Augenblick schlimmer wurde. In der Tasche hatte ich zehn Mark, von denen ich nicht einen Pfennig ausgeben wollte. Ich mußte sie für den Kauf einer Fahrkarte nach Amsterdam zurücklegen. Ich beschloß, doch diesen unbekanntem Menschen, dessen Adresse ich im Kopf hatte, aufzusuchen. Ich stieg in eine Straßenbahn und erkundigte mich beim Schaffner, an welcher Station ich aussteigen müßte. Der Wagen war überfüllt mit unterschiedlichen Menschen: Gut gekleideten Bürgern, abgemagerten Arbeitern, Soldaten und Beamten in verschiedenen Uniformen. Ich hörte zu, worüber diese Menschen sprachen. Sie sprachen über alles auf der Welt, aber nicht darüber, was ich erwartete - keiner hat auch nur mit einem Wort den Krieg erwähnt - weder gut noch schlecht. Als ob dieser Krieg für Deutsche nicht existieren würde. Niemand sprach auch

über die Lebensbedingungen, über das Regime, obwohl man alle Augenblicke das charakteristische Hochheben der Hände zum Hitlergruß sah.

In der Straßenbahn steckte ich automatisch die Hand in die Tasche und holte eine in Papier gewickelte Schnitte heraus, welche mir meine Frau für den Weg gegeben hatte. Ich aß, verschluckte beinahe mit dem Appetit eines Walfisches die unbelegten Brotstücke. Sehr schnell, fast hastig, steckte ich das Brot wieder in die Tasche. Ich ertappte mich dabei, daß ich vor diesem riesigen Hunger die erste Unvorsichtigkeit beging: Um mich herum guckten alle auf mich. Anfangs dachte ich, daß sie mich einfach nur so anguckten, aber bald verstand ich, daß die Sorte und das Aussehen des Brotes, welches ich aß, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Mein Brot war anders, als das, welches sie in Berlin hatten. Das hätte den Verdacht wecken können, daß ein Fremder unter ihnen war. Das war nicht gut für mich.

Es wurde dunkel, als ich dieses Haus fand. In der Wohnung war ein siebzigjähriger Mann. Anfangs war er erschrocken über den fremden Besucher und noch mehr darüber, daß ich mich auf seine Verwandte aus Warschau, die hier vorbeigekommen war, berief. Es versuchte es sogar zu bestreiten, indem er behauptete, niemanden, der von Warschau nach Belgien gefahren sei, zu kennen. Dann jedoch, als ich ihm eine Reihe von Beweisen lieferte, auch über seine anderen Verwandten in Warschau, gewann ich sein Vertrauen. Er bewirtete mich mit heißem »Kaffee« und Weißbrot. Auf diese Weise gab er mir seine Zuteilung von dem Kartenbrot ab. Der »Kaffee« erinnerte nur in der Farbe an jenes wunderbare Getränk. Aber ich genoß die heiße Flüssigkeit, denn seit 24 Stunden hatte ich kein Tropfen heißen Wassers mehr im Mund gehabt.

Auf die Schnelle schilderte ich diesem Menschen meine Probleme und fragte ihn danach, ob nicht noch ein anderer Weg denkbar wäre, um aus Deutschland herauszukommen. Er schaute mich so an, als ob ich fragen würde, welcher der Weg zum Mond sei. Das heißt - dachte ich mir - daß es keinen anderen Weg gibt. Es komme, wie es kommen soll: Ich fahre mit dem Zug nach Holland.

Dieser Mensch borgte mir heimlich ein paar Mark: Für die Aufnahme eines so gefährlichen Ausländers wie mich und zusätzlich noch für das Ausborgen von Geld hätte er im Hitlerreich sehr streng bestraft werden können. Er begleitete mich zum Bahnhof, half mir, mein Gepäck auf den Bahnsteig zu bringen, von welchem der Zug in Richtung Hannover abfahren sollte. Wir kamen gerade rechtzeitig an.

Dieser Mensch, den ich erst vor kurzem kennengelernt hatte, drückte mir lange die Hand und folgte mit herzlichem Blick zum Abschied. In seinem Blick konnte man eine Art Leid erkennen, mit welchem man jemanden verabschiedet, der freiwillig ins Feuer geht, aber auch einen versteckten, kaum spürbaren Neid auf jemanden, der die Chance hat, Hitlers Hölle zu entkommen...